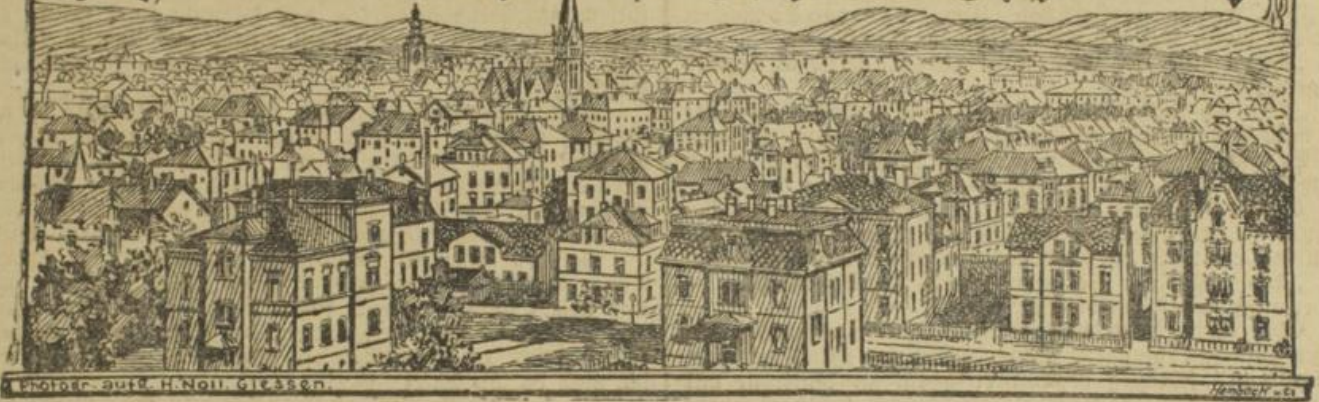


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Derr Kefler — Se sind a Menschenkenner! Also komm'n mer zur Sache!“ Und er rückte vertraulich seinen Stuhl heran. „Se hab'n gewiß gehört, daß se mer nebbich den Dings weggeschnappt hab'n — den Vattinger — in Wien?“

Kefler nickte. Es hatte ja in allen Zeitungen gestanden, daß das Palasttheater seinen Hauptstar verlieren würde, den Rolf Vattinger, den Liebling der Berliner, der zusammen mit der Miezi Wolnar der Hauptträger der großen Revuen gewesen war, die das dauernde Repertoirestück dieses Theaters bildeten. Eines Mitteldings zwischen den großen ernsthaften Bühnen und dem Varietés, mit seinem besonderen Genre, dem humoristisch-satirischen Ausstattungsstück.

„Also, den Vattinger hab'n se mir wegantastiert. Haast a Gemainheit! Nu juch' ich also nach 'nem Ersatz. Schon seit Wochen. Aber denken Se, daß das etwa so leicht is? Zustand! Haben könnt' ich natürlich genug. Was glaub'n Se, wer sich nich alles schon bei mir gemeldet hat? Hoffschauispiele, erste Namen, allererste kennt' ich Ihnen nennen! Was soll ich Ihnen sagen? Hofburg!! — Aber was hab' ich schon von an'm großen Namen, wenn de Vait' das nich an sich hab'n, was ich grad' brauch'? Na, um die Sache also kurz zu machen — da hat mich der Zufall nu also nach Frankfurt gesehrt, zu Ihnen, ich hab' Ihren Baron Egon geseh'n, und was soll ich Ihnen lang' reden? Sie sind mein Mann!“

Und er schlug seinem Gegenüber klatschend auf das Knie.

Heinz Kefler rückte unwillkürlich mit seinem Sessel ein wenig zurück. Und in seinen Mienen stand das Staunen.

„Ach?“

„Nun ja, Sie! Sind Se nich beliebt beim Publikum hier in Berlin? De Geschichte mit dem Kiemer hat Se erst recht populär gemacht. A Bombenrakete! Sie — de Plake wird er kriegen, der Kiemer, wenn er sieht, wie uns de Vait' das Haus einlaufen werden! Und de Hauptroll' in mein'm neuen Stück is Ihnen a so zu sag'n gradezu auf den Vaib geschrieben. Der Vattinger hatte se schon halb studiert gehabt — a Gemainheit ist's von den Wienern! Na, aber schad't nix, macht nix, Sie stell'n mer den Erbprinzen Botho mindestens ebenso gut auf de Viehne. Was sag' ich? Besser noch, viel raffiger, echter! Der Vattinger — ganz unter uns gesagt — er war schon a bissel sehr abgedackelt. Wissen Se, wenn man so an die zehn Jahr' seine Fagen macht, im Grund immer dieselbe sabb Geschichte — ohne unserm bewährten Hauspoeten zu nahe zu treten — also, ganz im Vertrauen, ich gönn' ihn schon den

Wienern, den Vattinger! Aber Sie — frisch, unverbraucht, Sie machen einen ganz andern Kerl aus dem Erbprinzen. Also schmusen Se mer nich lang'erum — mach'n mer das Geschäft! Ueber de Gasch' werd'n wer uns schon einig werd'n. Se wissen's ja schon eh: der Barun, das is a Mann, der mit sich reden laßt. Leben und leben lassen — immer sein altbewährter Grundsatz, bei dem alle beide Teile gut fahr'n.“

Aber Kefler schüttelte lachend den Kopf.

„Nee, nee, lieber Freund — so weit sind wir noch lange nicht. Ich hab' Sie zwar ruhig ausreden lassen. Aber wo denken Sie hin — ich und in Ihrem Ausstattungszirkus? Wie können Sie mir so etwas im Ernst zumuten!“

„Ausstattungszirkus? No, sind Se so gut! Bei mir wird schon a gute Komödie gespielt. Daß man freilich der Darstellung a bissel nachhelst, mit feschen Kostümen und feschen Waibern — na, Malheur! Also, tun Se sich nix an, mein Lieber. Und sehn Se, ich denke, es müßt' Ihnen auch angenehmer sein, Se hab'n wieder a festes Ankauschmang, als daß Se so 'erumbagabundieren in der Welt. Namentlich, wenn man a junger Ehmann is, wie Sie, und obenein noch a so bildschöne Frau hat. Sie — ich hab' nämlich die Ehr' gehabt, die Frau Gemahlin auch zu seh'n, in Frankfurt. Der Fallinger hat se mer gezagt. Grad' in der Nebenlosh' hat se gefessen. Mein Komplement, Herr Kefler — a Beauté, a ganz a exquisite Beauté, de Frau Gemahlin!“

Heinz Kefler runzelte die Stirn.

„Lassen wir das. Wir reden doch hier vom Geschäft, lieber Barun.“

Aber seine Gedanken waren nun auch bei Gerda. Er wußte ja, wie sie unter diesem unstillen Wanderleben litt. Und hier bot sich nun die Gelegenheit, wieder sehaft zu werden. Freilich —! Er, der Heinz Kefler, der bisher noch immer den Ruf eines ernststen Künstlers bewahrt hatte trotz seiner Eskapade auf das Varietés, er sollte nun da mit-tun, wo Abend für Abend dem Publikum leichteste Unterhaltung geboten wurde?

Seine Hand hob sich zu einer entschiedenen Abwehr. Da ging es ihm wieder durch den Kopf: Gerda! Könnte er ihr wirklich noch dies Leben weiter zumuten? Ihre Nerven waren ernstlich mitgenommen in diesen letzten Monaten. Mußte er nicht endlich doch Rücksichten auf sie nehmen?

Da sank ihm die schon erhobene Hand wieder unschlüssig herab.

Barun, dessen glänzende schwarze Augen bei aller Bonhomie doch immer etwas heimlich Spähendes hatten, das zu den ständig witternden Nasenflügeln paßte, entging die Bewegung nicht, und geschickt griff er zu:

„Nu, Se hab'n ja Zeit. Zerberleben Se sich's in aller Ruhe, was ich Ihnen eben vorgeschlagen hab'. Ich kann mer's schon denken, es is an Entschluß fier Sie. Es ist vielleicht an ungewöhnlicher Schritt. Aber nu wenn schon?

Wozu sind Sie der Heinz Kefler? Ich sag's doch: Klasse! Was sich an anderer vielleicht nicht erlauben dürfte! Sie können's riskieren! Sie haben's Publikum hinter sich. — Na, also überlegen Sie sich die Sache und geben Sie mir dann Bescheid. Aber einstweilen können Sie sich die Rolle einmal anschauen.“ Und er zog aus seiner Manteltasche ein Heft in blauem Umschlag, das er nun Kefler hinhielt. „A Bombenroll“, a Schlager! Werden Sie selber finden, wenn Sie sie lesen. Und a faine Rolle! Ganz a was für Sie. Sie werden damit den neuen Schanre freieren, den ich Ihnen vorhin markiert hab'. Furore werden Sie machen mit der Rolle, und Sie sollen sehn, de Kritik —“

„Schon gut! Sie reden ja gerade, als hätte ich bereits ja gesagt.“

„Also, ich lass' Ihnen die Rolle da!“ Und Larun steckte sie halb mit Gewalt Kefler in die Hand. „Und nu will ich Sie nich länger aufhalten, mein lieber Fräund. Also, Klingeln Sie mich an, auf'm Büro — Sie wissen ja.“

Er verabschiedete sich, drehte sich aber, schon auf der Schwelle, noch einmal um und sagte mit einem respektvollen Blick, als wäre die Frau des Hauses persönlich zugegen: „Und empfehl'n Sie mich Ihrer Frau Gemahlin — leider noch unbekannterweise.“

Eine Weile stand Kefler in Gedanken versunken, die Stirn zusammengezogen. Dann hob er die Hand mit dem Manuskript. Flüchtig begann er darin zu blättern, mit einem geringschätzigen Ausdruck. Doch nach und nach wurde seine Miene interessierter, und nun klappte er das Heft mit einem Ruck zusammen. Immerhin — lesen konnte man ja die Geschichte mal! Er ging zum Schreibtisch.

Die beginnende Winteraison brachte dem Berliner Theaterpublikum eine große Überraschung: Heinz Kefler war in den Verband des Palasttheaters getreten, an die Stelle des dort so beliebt gewesenen Rolf Lattinger. In der neuen großen Revue sollte er zum erstenmal an dieser Bühne auftreten, in der führenden Rolle als Erbprinz Botho. Mit der Niezi Molnar als Partnerin.

Das war ein Staunen und Verwundern. Wie? Der Kefler im „Palast“? Zwischen all den bekannten Größen des lachenden, lecken Humors, der dieser Bühne neben dem glänzenden Ausstattungsapparat ja gerade das Gepräge gab? Aber schließlich — eben der Heinz Kefler! Bei dem mußte man ja immer auf eine Exträüberraschung gefaßt sein.

Auch die Presse beschäftigte sich mit diesem „neuesten, freilich etwas bizarren Impromptu des vielgenannten Künstlers.“ Aber eine von Larun lancierte, sehr geschickt redigierte Notiz gab bald Erklärung und Begründung und erhöhte noch die Spannung: man würde da eine ganz neue Note an diesem beliebtesten Künstler kennen lernen. Kurzum, das Debit Heinz Keflers im Palasttheater wurde zu einem Ereignis für die Berliner. Am Abend der Premiere war das große Haus unter den Linden zum Brechen voll.

Auch Gerda Kefler war im Theater. Der Entschluß war ihr hart angekommen. Aber sie hatte sich überwunden, Heinz zuliene.

Diese letzten Wochen waren überhaupt ein unausgesetzter schwerer Kampf mit ihrer eigensten Natur gewesen. Sie hatte den Stolz in sich niederringen müssen, der sich aufbaute gegen diese neueste Zumutung: ihr Mann auf jener Bühne, wo die leichtgeschürzte Niezi Molnar ihre Triumphe feierte.

Und das Schwerste: sie selber war in erster Linie die Veranlassung dazu geworden. Heinz hatte es ihr ja erklärt, in jener erregten Stunde, wo er ihr von seinem Engagementsabschluß mit Larun berichtet hatte. Gerade mit Rücksicht auf sie hatte er schließlich angenommen. Weil er sie nicht länger mehr jenem Wanderleben aussetzen wollte, dem ihre Nerven offenbar nicht gewachsen waren.

Das lähmte ihr jeden Widerstand, verschloß ihr einfach den Mund. Aber in ihrem Inneren brannte es um so bitterer: sie selber Schuld an diesem Niedersinken ihres Mannes!

Denn das war es. Bisher war er, wenn er sich auch an ungewohntem Orte zeigte — zeigen mußte, wie ja alle Welt wußte — in der Sphäre erster Kunst geblieben. Aber nun? Im „Palast“, wo Tausende hingingen, nur um den Plätttertram der prunkvollen Kostüme, die schön gewachsenen Chorstimmen im Tritot zu bewundern bei den großen Tableaus, mit denen jeder Akt abschloß!

War es nicht eine Selbstentweihung Heinzens, daß er sich auf dieser Bühne zeigte? Aber — um wen geschah es?

Auch Heinz mochte es anfänglich ernste Kämpfe gekostet haben. Er sprach zwar nie davon, aber sie merkte es ihm an. Er war wortkarg und reizbar. Dann wieder unermittelt lebhaft. Mit Selbstironie und gewaltsamen Scherzen suchte er sich selber und sie darüber hinwegzubringen. Aber er täuschte Gerda damit doch nicht. Und zu dem eigenen Leid kam nun das Mitleid mit ihm, der ihrer wegen das auf sich genommen hatte. Sie quälte sich im stillen mit Selbstvorwürfen, daß sie nicht stark genug gewesen war, jenes Wanderleben weiter mit ihm zu teilen. Das erschien ihr jetzt, wo es zu spät war, ja viel, viel leichter.

Aber auch sie schwieg von all dem. Das war so gekommen zwischen ihr und Heinz. Um sich gegenseitig zu schonen, trugen sie jeder allein mit sich herum, was sie drückte. Und verloren dabei langsam die innerste Fühlung miteinander. Als sie es endlich merkten, da war es zu spät: zu viel Unausgesprochenes stand bereits zwischen ihnen.

Nachher schien es Heinz auch überwunden zu haben. Dann, als die Proben zu dem neuen Stück begannen und ihn das Studium seiner Rolle beschäftigte. Nun schien ihn bloß eines noch auszufüllen: der Ehrgeiz, die Erwartungen nicht zu enttäuschen, ja wohl noch zu übertreffen, die man in ihn setzte.

So war dieser Abend herangekommen, und Gerda saß hier im Theater, auf dem Platz, den ihr Heinz besorgt hatte, in der Prosceniumloge des Parketts, wo sie der Bühne ganz nahe war.

Gerda war diesmal allein. Petersens weilten ja noch in Ellerstedt. Erst nach Weihnachten, wenn die Saison „ganz auf der Höhe“ war, wollte Astrid ihr „Hauptquartier wieder nach Berlin verlegen“, wie sie neulich geschrieben hatte. Die Schwester mit ihrem unverwundlichen Frohsinn, der über jede Situation hinwegkam, fehlte Gerda heute doppelt. So rückte sie denn ihren Sessel ganz in die Ecke, daß die Portiere der Loge sie den Blicken aus dem Zuschauerraum entzog, und im Halbdunkel ihres Verstecks erwartete sie den Anfang des Spiels.

Heinz trat gleich in der zweiten Szene auf und beherrschte dann eigentlich mit seiner Partnerin den ganzen weiteren Akt. Sie ernteten beide reichsten Beifall, der ihm wohl noch mehr galt als seiner Mitspielerin. Aber dieser allzu lärmende Applaus, diese unvermittelt losdröhnenden Lachsalven bedrückten Gerda jedesmal, daß sich ihr das Herz zusammenzog. Es tat ihr weh, Heinz da auf den Brettern zu sehen, ganz gewiß höchst elegant und distinguiert — „der Kefler ist ja einfach toitschid! Zum Verlieben!“ hörte sie es hinter sich aus Frauenmund flüstern — aber doch eine halbe Karikatur. Da schloß sie die Augen. Wenn sie auch nur ihren Ohren den Dienst hätte verbieten können. So schlugen unaufhörlich die Wipe und Wipseleien an ihr Ohr, die jedesmal stürmische Heiterkeit entfesselten. Ihr unverständlich. So sate und abgeschmackt kam ihr dies alles vor. Daß andere nur so einen Gefallen daran finden konnten!

(Fortsetzung folgt.)

## Die Marquise von Pompadour.

Zur 150. Wiederkehr ihres Todestages am 15. April.

Von Edith Stechern (Berlin).

Ein Hauch von Lebensgenuss, von Leichtsin und der Schönheit des Rokoko weht durch das Jahrhundert. Und der gleiche Duft und Rhythmus klingt aus dem Namen der Marquise de Pompadour, die ihr Jahrhundert damit gleichsam symbolisierte.

Man hat sie die schönste und glücklichste Frau Frankreichs genannt. Sicherlich war sie außergewöhnlich schön; sicherlich auch wurde sie beneidet, unschmeichelt wie wenige. Und wie wenige auch wurde sie gehaßt. Nach der Zahl ihrer Dasser bewertet, muß diese Frau den Durchschnitt weit überragt haben. Glücklich war die Marquise von Pompadour wohl kaum.

Ihre Biographen haben das Bild der Geliebten Ludwigs XV. in mancherlei Farben gezeichnet, haben es — und dies taten hauptsächlich ihre Zeitgenossen — in Gift und Verleumdung ertränkt. Die moderne Geschichtsschreibung steht dieser schillernden und seltenen Persönlichkeit galanter und auch objektiver gegenüber. Lebensrecht und ohne Maske schaut uns jedoch dies reizvolle Gesicht erst aus dem Tagebuch ihrer vertrauten Kammerfrau, der Madame Du Hausset, entgegen. Wir sehen hinter dem besauberten und geputzten Lächeln, mit dem sie Jahre hindurch Frankreich regierte,

Angst und Unsicherheit, Krankheit, Qual und Tränen. Und sodann sind es noch ihre Briefe, die das Bild dieser „mächtigsten und schönsten Frau Frankreichs“, dieser großen Lebens- und Liebes-Ministerin, das die Nachwelt in ungezählten Variationen entwarf, als eine glänzende Lüge hinstellten.

Nein, glücklich war diese Frau ganz gewiß nicht. Sie teilte das Los der vielen geistreichen, schönen und verliebten Frauen, die, in der Unsicherheit ihres erborgten Glanzes, ihre Seele hundertfachem Sterben preisgeben.

Der unstillbare Ehrgeiz, dem die Marquise von Pompadour für ihr Leben verfiel, war die treibende Kraft all ihrer Handlungen. Dieser Ehrgeiz führte sie an den Hof, um die anerkannte Geliebte Ludwigs XV. zu werden. Dieser Ehrgeiz ließ sie ungeheuerliche Summen verschwenden, um den gelangweilten, degoutierten König durch immer neue Zerstreuungen, die sie für ihn ersann, sich zu verpflichten. Und der Ehrgeiz ließ sie auch die verworrenen Fäden der Politik ergreifen, für deren Lenkung und Entwirrung weder ihr sprunghafter Geist noch ihr Charakter hinreichte.

Tennoch: vom Standpunkt des Menschlichen betrachtet, scheinen all ihre Fehler, Irrtümer und Mißgriffe gar so sehr das logische Resultat einer vorbestimmten Lebenslinie. Es ist wahr, die Marquise von Pompadour hat die Sintflut nach sich kommen sehen. Jedoch mag dies nicht so sehr, oder allein, auf ihr Schuldkonto entfallen, als auf das eines haltlosen und wankelmütigen Monarchen, der aus Indolenz die Willkür einer Frau schalten ließ. Es ist auch richtig, daß sie immer „in Millionen arbeitete“, daß sie Schlösser kaufte, niederriß, neu ersehen ließ, zu einer Zeit, da der Staat vor dem Bankrott stand und das Volk die drückenden Steuerlasten kaum zu tragen vermochte. Vielleicht aber würde die Nachwelt dies alles milder richten, wenn die vielen Wunderwerke der Kunst, zu denen sie die Anregung gab, erhalten geblieben wären.

Und jener vielumweidete Platz am Hof des fünfzehnten Ludwig, den sie später so glühend erstrebte, schien ihr als Kind schon vorbestimmt zu sein. Eine Wahrsagerin hatte der damals neunjährigen Jeanne Antoinette Poisson prophezeit, daß sie dereinst „un morceau de roi“ sein würde. Auf dieser Weissagung baute sich schon die Erziehung der Keinen „Reinette“, wie man sie seitdem nannte, auf — eine Erziehung, die der einer jungen Prinzessin gleichkam. Die Kosten dafür bestritt der reiche Generalpächter Tournemem, der zu Madame Poisson in recht nahen Beziehungen stand. François Poisson, ihr Gatte, war derzeit, wie es hieß, für den Galgen reif und nach Deutschland geschickt, um sich von dort aus zu rehabilitieren.

Aus diesen fragwürdigen und Kleinbürgerlichen Verhältnissen begann „Reinette“ ihre Ruhmesleiter zu ersteigen. Eine Spise darin, nichts anderes, bedeutete es, daß sie, kaum zwanzigjährig, den Neffen ihres Gönners Tournemem, Lenormant d'Etoiles, heiratete. Er stellte ihr ein großes Vermögen, sowie das Schloß Etoiles, in der Nähe von Choisy, zur Verfügung, wo der König zu jagen pflegte. Madame d'Etoiles wußte sehr reich die allgemeine Beachtung, sowie die des Königs auf sich zu lenken. Man war bezaubert von ihrer Erscheinung, ihrem Geist, ihrem Lächeln. Und sie erreichte, trotz hundertfacher Intrigen des empörten Adels, was sie erstrebte: sie bezog als erklärte Geliebte Ludwigs XV. die Keinen Kabinette des Versailles Schlosses. Der eifersüchtige Gatte wurde vorher kurzerhand auf eine Inspektionsreise in die Provinz geschickt und die Ehe geschieden. Madame d'Etoiles aber ward durch königliches Hand schreiben zur Marquise de Pompadour erhoben, und im Herbst 1743 fand die Vorstellung bei Hofe statt.

Es war die erste Gelegenheit, da die Pompadour natürliches Jartgefühl und Takt bewies. Ihre Reider und Spötter, die adligen Hofdamen, die die Tradition unterbrochen sahen, daß der König sich seine Favoritin aus ihren Kreisen wählte, hatten sich ein Schauspiel versprochen von der Begegnung der Königin mit der neuernannten Marquise. Sie erlebten jedoch die Enttäuschung, die Königin von der Anmut und Ehrerbietung der Pompadour gezwungen zu sehen. Auch hat sie es verstanden, der unglücklichen Königin Maria Leszcynska, der in ihrer Verlassenheit nichts als die Frömmigkeit blieb, ihre ungekünstelte Teilnahme zu beweisen, die frei von beleidigendem Mitleid war.

Für die Marquise de Pompadour begann jene Glanz- und Machtperiode, jener bewußte Rausch körperlicher Schönheit und geistiger Ueberlegenheit, der die Frau ins Grenzenlose zu führen schien. In der Schar derer, die sich vor ihr beugten, gehörten die berühmtesten Staatsmänner der Zeit, Männer der Philosophie, der Künste und der Wissenschaften. Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Tiberot verschmähten es nicht, um ihre Gunst und Fürsprache zu werden. Sie stürzte Minister, besetzte die wichtigsten Staatsämter nach ihrem Willen durch ihre Günstlinge. Sie verstand es, wie alle starken Charaktere, bitter zu hoffen; und sie setzte ihren Haß in Taten um. Sie wußte gleichgültige Menschen ihren Zwecken mißbar zu machen. Sie beförderte, ermutigte da, wo ihr Herz und ihr Ehrgeiz beteiligt waren. Hierbei ging sie oft nicht ohne ein Gefühl für Gerechtigkeit vor, obwohl die bewußte Ungerechtigkeit nur ein Beweis mehr für die Stärke ihrer Persönlichkeit wäre. Sie schreibt an ihren Vater (er war inzwischen geadelt und hat später sogar den Edelfiß Marigny erhalten): „Wie kann es Ihnen nur in den Sinn kommen, einen fünfundsiebenzigjährigen Menschen Macieren zu wollen, der nur sechs Jahre im Dienst war.“

Sie liebte ihr Vaterland und sie suchte ihm das beste Schicksal zu bereiten. Daß ihr Eingreifen in die Staatsgeschäfte, ihre unglückliche Beteiligung an der Entwicklung des Siebenjährigen Krieges, daß ihr heißes Ringen, sich ein Ruhmesblatt in der Geschichte Frankreichs zu sichern, so völlig scheiterte, um der Nachwelt ihren Namen nur als einen Fluch zu überliefern, bleibt nicht ohne Tragik. Sie selbst erkennt häufig ihre Mißgriffe, wenn sie sich von ehrgeizigen Schmeichlern hintergangen sieht, und beklagt sie tief.

Wie durch all derartige Dokumente klingt durch die große Sammlung ihrer hinterlassenen Briefe (sie sind kürzlich in zwei Bänden von Georg Chr. Stephany herausgegeben und im Verlag Georg Müller in München erschienen) eine tiefe tragische Note. Wieder und wieder kehrt die bittere Klage der Enttäuschung. Diese Frau, deren Stolz und Macht sich ins Maßlose gesteigert hatten, war niemals glücklich.

„Ich hatte ehemals den törichten Gedanken, der Hof wäre ein Aufenthalt des Lachens, er ist aber vielmehr ein Aufenthalt des Weinens, wenigstens für mich,“ schreibt sie schon um 1748 an die Herzogin von Duras. Und an die Gräfin Noailles: „Ich bin betrübt und glaube gewiß, daß, wenn auf der Welt ein Glück zu finden ist, man es nicht an den Höfen suchen muß. Ich treffe da nur falsche Freude, falsche Vergnügungen und falsche Freunde an, die, indem sie mich umarmen, mir das Leben zu nehmen suchen.“ Und um wenig später wieder die gleiche Melancholie: „Ich habe bei den Festen Langeweile und erfahre beständig, daß in der Eitelkeit kein Glück zu finden ist. Indessen muß ich den Keld trinken, so widrig er mir auch immer ist, weil ich es gewollt habe.“

Wie die Königin Maria Leszcynska, wie all ihre vorangegangenen Favoritinnen im Leben Ludwigs des Vielgeliebten, hat sie auch die Bitternis erfahren, des Königs erloschene Leidenschaft in anderen Amouren ausleben zu sehen. Aber unvergleichlich jeder anderen Frau verstand sie, ohne einen hörbaren Seufzer ihre Beziehungen zum König in die Bahnen der Freundschaft zu lenken. Als sie ihren erschöpften und hinsäffigen Körper nur noch mit Mühe aufrecht hielt, errieth ihre Verzweiflung der Unerfülltheit des Königs jenen berühmten Dirschpark, in dem sein abgestumpftes Interesse seine letzte Erfüllung fand.

Und bis zuletzt hielt sie das reisende Lächeln auf den Lippen, mit dem sie die unermüdeten gleichen Geschichten des Königs von seinen Jagden und Stunden anhörte. Und mit diesem Lächeln hielt sie die Macht in Händen bis zum Ende.

Bezeichnend ist es, daß auch diese Frau von hohem Intellekt wenige Jahre vor ihrem Tod ihre Ausöhnung mit der Kirche herbeizuführen wußte; mögen die Gründe dafür, welche auch immer, gewesen sein. In ihrem Testament, das von 1757 datiert ist, stehen eingangs die Worte: „Ich befehle meine Seele Gott und stehe ihn an, Mitleid mit mir zu haben, mir meine Sünden zu verzeihen, und mir die Gnade zu erweisen, daß ich bereuen und in einer seines Erbarmens würdigen Weise sterben kann, indem ich hoffe, seiner Gerechtigkeit vermittelt der Verdienste des kostbaren Blutes Christi, meines Heilandes, und durch die mächtige Beihilfe der heiligen Jungfrau nebst aller Heiligen des Paradieses teilhaftig zu werden.“

Am 15. April 1764, noch nicht vierundvierzigjährig, starb die Marquise von Pompadour und wurde im Kloster der Ursulinerinnen beigesetzt, wo sie sich einen Platz gesichert hatte.

## „Die Schule im Hause.“

Das Wunder der Maria Montessori.

Von Dr. S. Barth.

Es ist ungemein lehrreich zu beobachten, wie Gedanken, geboren auf weit von einander liegenden Gebieten, sich zu einem höheren Gebilde vereinigen und, die Lösung einer lange für aussichtslos gegoltenen Frage bringend, großen Kreisen Segen und Freude spenden.

Täglich und stündlich bereiten Eltern und Lehrern die Schwierigkeiten stets wachsende Sorge, die aus der Auflösung des Familienlebens entspringen. Der Schule werden Erziehungsaufgaben zugeteilt, die sie nicht bewältigen kann, und auch das Vaterhaus sieht sich vor Fragen gestellt, zu deren Lösung weder Vater noch Mutter Kraft und Befähigung haben. Diese Zustände beschränken sich nicht nur auf die Kreise des Proletariats, sie sind auch überall dort anzutreffen, wo das Elternpaar tagsüber des Erwerbs wegen seinem Heime fernbleiben muß.

Diesem Problem in großzügiger Weise näherzutreten zu sein, ist das Verdienst des Generaldirektors der „Römischen Gesellschaft für zweckmäßiges Bauen“, Edoardo Talamo. In den Jahren 1884 bis 1888 besaß die Stadt Rom ein wahres Bauwunder. Häuser und Wohnungen wurden nicht nach sozialen und gesundheitlichen Grundsätzen hergestellt, sondern nur nach denen einer möglichst hohen Bodenrente.

So entstand der Stadtteil San Lorenzo — die Ansiedlung der ärmsten Volksschichten. Hier, in dem Bezirke des wirtschaftlichen und sittlichen Elends, kaufte die genannte Gesellschaft 58 Häuser (30 000 Quadratmeter, 1600 Wohnungen) an und baute sie nach technischen und hygienischen Grundsätzen aus. Die neuen Bewohner fanden reine Räume, Gänge und Stiegen, weite Höfe, geschmückt mit Blumen und Rasen, vor und auch Bäder. Die Er-

haltung dieses Zustandes übertrag die Gesellschaft einem allmonatlich wechselnden Ausschusse, den die Mieter selbst wählen.

Da die unbeaufsichtigten Kinder, besonders die noch nicht schulpflichtigen, die Reinlichkeit der Gänge, Treppen und Böse gefährdeten, entschloß sich die Gesellschaft, ein „Kinderheim“ für den Häuserblock zu errichten, dessen Besuch an die Bedingung geknüpft ist: „Die Mütter müssen ihre Kinder sauber ins Kinderheim schicken und die Leiterin in ihrem Erziehungswerk unterstützen.“

Dieses schöne Unternehmen wäre jedoch nur unvollständig geblieben, hätte nicht eine edle, wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Frau, Dr. Maria Montessori, ihre Kraft dem Kinderheim gewidmet. Was dieses Genie, geabelt durch großen Scharfsinn und tiefe Menschenliebe, leistet, klänge märchenhaft, läge nicht ihr Buch „Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart, Preis geh. 6 Mark, geb. 7,50 Mark) vor uns und entließe es nicht zahlreiche Photographien, die das Daragelegte bestätigen. Was hier Kinder von 4½ bis 7 Jahren zuwege bringen, ist eigentlich eine Bankeletterklärung unter bisherigen Schularbeit. Unser Unterricht und auch die Erziehung vollzieht sich gegen die aufsteigende Natur, da sonst Belohnungen und Strafe, Aneiferung und Tadel nicht eine so große Rolle in Schule und Haus spielen dürften. Nur den Pfaden Séguius, Fards und Prevers wandelnd, wendet Frau Dr. Montessori die Behandlungsweise schwachsinziger auf normale, noch nicht schulpflichtige Kinder an, da diese jenen durch Mangel an Muskelbeherrschung, Entwicklung der Sinne, Aufmerksamkeit wie durch Unbeständigkeit und Sprechunfähigkeit gleichen. Alle Methoden wissenschaftlicher Experimentalpädagogik und -psychologie beherrschend, hatte die geniale Frau den Grundsatz Wundts sich angeeignet, daß alle Methoden auf eine zurückgeführt werden können, nämlich das Objekt sorgfältig zu beobachten und darüber „Buch zu führen“.

Dies geschieht denn auch in reichem Maße. Nicht nur die Körperentwicklung wird allwöchentlich genau registriert, auch jede Gemüts- und Geistesregung vermerkt. Jedes schablonenmäßige Behandeln der 40 bis 50 Kinder ist ausgeschlossen. Die Kleinen werden studiert, in ihrer Freiheit nicht beeinträchtigt und entsprechend ihrer sich offenbarenden körperlichen und seelischen Entwicklung zu passenden Beschäftigungen hingeleitet. Deshalb herrscht in dieser banklosen Schule Freude, Entgegenkommen und Herzlichkeit. Aus diesem Milieu entwickelt sich eine Zucht, die im Gegensatz steht zu der in unseren Schulen. Es ist die Zucht, die nötig ist beim Gehen, Tragen, Bewegen in Gruppen, zwischen Gegenständen; die Hägelung des ganzen Menschen, die Vorbereitung für die vom Leben geforderte Selbstbeherrschung. Von hier aus führt ein kurzer und sicherer Weg zur Selbständigkeit, jener Eigenschaft, die jetzt immer mehr notwendig wird. Hierzu ist im Kinderheim viel Gelegenheit. Die einen verwahren und reinigen die Ueberkleider, die andern tragen Speisen und Getränke an die kleinen Tische, diese waschen das Geschir, während jene es abtrocknen. So geht es auch mit der Pflanzen- und Tierzucht.

Nebst der Förderung der körperlichen Geschicklichkeit genießt die Pflege der Sinne ganz besondere Beachtung; denn dies ist die Grundlage, aus der die haunenswerten Erfolge des Lesens, Schreibens, Zeichnens und Sprachunterrichtes sprichet. Vorerst kommen die Finger an die Reihe. Die Kleinen üben das Anknöpfen mit großen Knöpfen, mit Perlmutterknöpfen (Wäsche), mit runden Knöpfen (Schuhe), das Schürren von Leibern und Schuhwerk, das Zusammenfügen von Haken mit Oesen, das Anknöpfen von Schleifen und Ähnliches. Nun folgen die Atmungsübungen, woran sich dann die der Lippen, der Zunge und der Zähne schließen. Daran geht es ans Bauen und Konformen. Der Taktstimm wird — bei verbundenen Augen — an hölzernen Brettern geschärft, die mit Stoffen verschiedener Hautigkeit überzogen sind. Auch geometrische Formen, die in Bretterauschnitte passen, dienen dem gleichen Zwecke. Das Geruchsvermögen wird an Blumen, Brot, Butter, Del, Essig und andern geschärft. Ähnlich der Geschmackssinn. Eine besondere Achtung wird dem Gesichtssinn zuteil. Da werden verschiedene große Einzelfiguren in die passenden Definitionen gesetzt, Stäbe ungleicher Länge in sich verjüngender Art geordnet, Würfel, mannigfaltig lang, hoch und breit, verwendet, Spulen in den Grundfarben und in Zwischenfarben benützt.

Auch das Gehör wird nicht vernachlässigt. Die Gehörstärke wird durch hübsche Spiele gewährt, der Rhythmus beim Gesang und Marschieren gepflegt, durch Glocken, Hörner und Trommeln die Stärke und Tonhöhe gezeigt. Der Zweck all dieser in geänderter Form täglich sich erneuernden Übungen ist eine Selbsterziehung durch Bervollkommnung der sinnlich-psychischen Vorgänge. Der Lehrer hat nur die Aufgabe, jenen Sinn, der geschärft werden soll, möglichst zu isolieren.

Dahen nun die Sinne eine genügende Sicherheit erreicht, so drängt das Kind von selbst auf eine intellektuelle Betätigung hin. Des Lehrers Amt ist es nun wieder, die innere Aufmerksamkeit des Kindes zu isolieren, um es so von Eindringen zu Vorstellungen, vom Konkreten zum Abstrakten und Assoziierten hinzuführen. Nur gilt als Hauptforderung, daß sich der Lehrer so wenig als möglich einmische und durchaus nicht zulasse, daß das

Kind an einer übermäßigen Anstrengung der Selbsterziehung sich abmühe“. Darin liegt seine größte Kunst. Seine drei Maxime lauten: Bündigkeit, Einfachheit, Sachlichkeit.

Der Weg, der die Kleinen zum Schreiben führt, ist ein doppelter. Zuerst werden die Schriftformen im Umriß nachgefahren und dann mittelst färbender Stifte ausgefüllt. Sodann überfährt das Kind (bald bei offenen, bald bei geschlossenen Augen) die aus Sandpapier ausgeführten Schreibbuchstaben, bis es deren Form sich eingepreßt hat. Um nun den beim Schreiben in Verwendung kommenden Muskelmechanismus zu üben, überfährt das Kind die Sandpapierzeichen mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, und endlich folgt es mittels eines Holzstiftes der Form eines durchsichtigen Schritzeichens. Die Erfolge dieser Lehrweise sind wohl überraschende. Nach zweieinhalb Monaten schreiben die Kleinen ganz frei, ohne Vorse, alles Vorgebrochene nach. Auch die Art, wie sie lesen und rechnen lernen, ist so einfach und psychologisch, daß die Besucher des Kinderheimes Staunen und Rührung nicht unterdrücken können. In vierzehn Tagen lesen zu lernen und das Gelesene zu verstehen, ist wohl ein wahrer Triumph der Lehrkunst!

Hierfür gilt als bester Beweis die rasche Verbreitung dieser Schultypen. Das erste Kinderheim (Casa dei Bambini) war am 6. Januar 1907 im Bezirke San Lorenzo in Rom eröffnet worden. Am 7. April und am 4. November desselben Jahres folgten weitere zwei solcher Anstalten, am 18. Oktober 1908 die Humanitäre Gesellschaft in Mailand nach, und 1909 die Waisenhäuser und Kleinkinderschulen der italienischen Schweiz. Nach gleichen Grundsätzen geleitete Anstalten sind jetzt in Italien sehr häufig, viele darunter von Gemeinden errichtet. Auch in Frankreich, England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Indien sind heute schon zahlreiche solcher Schulformen in Betrieb.

### Humoristisches.

Die Galanterie des Ehemannes. Sie: „Ach, da drüben geht Peggy Brown. Ist sie nicht entzückend?“ Und mit einem Seufzer sagt sie hinzu: „Ach, ich wünschte, ich sähe nur halb so gut aus wie sie.“ Der zärtliche Ehemann beeilt sich, Trost zu spenden und besänftigend sagt er: „Ach, das tut Du doch...“

Ihre Frage. Die reizende Mme. X. will eine Villa in der Umgegend von Paris mieten und erkundigt sich beim Portier, wie weit die Entfernung von Versailles ist. „Sechs Kilometer“, lautet die Antwort, und nun fragt sie weiter: „Zu Fuß?“

### Büchertisch.

Hans von Kahlenberg, Die süßen Frauen von Illenau. Roman. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin. Gebietet 3,50 Mark, gebunden 5 Mark. — Ueber sechs Frühlingswarmen, ihrem Lebenssommer entgegensehenden, sechs wahrhaft süßen Frauen steht hoch im jenseitigen Jenseits die Sonne Goethes. Und diesem Seltenen geloben sich die Törrinnen, Apostel seiner Lebenswertung, seiner Energien wollen sie sein, das Geiz ihrer Persönlichkeit siegvoll zur Weltung bringen, Glücksmöglichkeiten mit warmdurchglühenden Lippen trinken. Und während der glutvolle Frühlingsstag seinen Ueberreichtum schon dem Sommer, der dem Herbst vorarbeitet, entgegenhält, zeigt sich einer am Gartentor, dem das Gold auf dem blonden Frauenhaupte in die Augen brennt, der das Unerwachte aus dem rosigten Anfluge erspäht und erlauert. Der Herbstwind aber nimmt die süßen törrischen Schwüre dieser Frauen und weht sie zu den übrigen aller Zeiten.

### Stat-Aufgabe.

Vorhand wird bis Vique-Solo gereizt und spielt nun Treff-Solo. Mittelhand hat 52, Hinterhand 17 Augen in ihren Karten. Troy des für den Spieler ungünstigen Standes der gegnerischen Triumle — vier Stück in einer Hand — wird das Spiel von Vorhand auf folgende Karten:



mit Schneider gewonnen. — Wie passen die übrigen Karten und wie wurde gespielt?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logarithms in voriger Nummer: Vellen, Vallen, Vullen, Vollen.